

„Das Ende des Schweigens“ Herausforderungen einer Frauengemeinschaft am Beispiel der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Untermarchtal

Vortragsmanuskript von Sr. Anna-Luisa Kotz

**bei der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK)
vom 19.-22.05.2019 in Vallendar**

Den Blick in die Vergangenheit wagen

Als im Januar 2010 das Tabu gebrochen wurde und ein weiteres Verschweigen und Ignorieren der Vorkommnisse in kirchlichen Heimen und Einrichtungen nicht mehr möglich war, wurde sofort klar, dass auch unsere Gemeinschaft in irgendeiner Form davon betroffen sein wird. Als sozial-caritative Ordensgemeinschaft waren wir bis in die 1980er/90er Jahre in ca. 20 Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe unserer Diözese tätig. Unzählige Schwestern hatten in über hundert Jahren an verschiedenen Orten jahrzehntelang, manchmal ihr ganzes berufliches Leben in Einrichtungen der Erziehungs- und Jugendhilfe gearbeitet – und meist auch gelebt. Tag und Nacht, 24 Stunden, an sieben Tagen in der Woche, mit wenigen Tagen Unterbrechung durch Urlaub und Exerzitionen, mit viel Engagement, Herzblut, Hingabe, Liebe – aber auch häufig weit über die Grenzen der Belastbarkeit hinaus, schlecht oder nicht für diese Aufgabe und die spezifischen Herausforderungen qualifiziert.

Es wurde schnell offensichtlich, dass wir neben den erschütternden menschlichen Fragen, mit denen wir konfrontiert waren, organisatorisch und inhaltlich Klarheit und Übersicht gewinnen mussten: War die beschuldigte Schwester tatsächlich in dieser Einrichtung und in diesem Zeitraum tätig? Wer war Träger der Einrichtung? Von welchen „zuständigen Stellen“ werden die Vorwürfe bearbeitet? Diese Fragen und manchmal Unklarheiten sollten nicht auf den Schultern der Menschen ausgetragen werden, die endlich den Mut gefunden hatten und über ihre Erfahrungen berichteten.

Gleichzeitig standen wir immer wieder durch ebendiese durchaus komplexen Organisationsstrukturen und Netzwerke vor unterschiedlichen Fragen: An welche Richtlinien sollen wir uns nun halten? Gilt für uns die Richtlinie der Deutschen Ordensobernkonzferenz? Gelten für unsere Einrichtungen die Vorgaben des Caritasverbandes? Oder vielleicht doch das Bischöfliche Gesetz? Oder noch etwas Anderes?

Immer wieder gab es Anpassungen. Diese fanden aber nicht zeitgleich statt und verwirrten uns meist noch mehr, als dass sie uns halfen. Und die Versuchung war groß, sich im Chaos der Regelwerke zu verirren und den Blick für die Menschen zu verlieren.

Den Dämonen ins Gesicht schauen

Schwieriger wurde es, als erste Briefe bei uns ankamen, als einzelne Schwestern mit Vorwürfen konfrontiert wurden, als Berichte über Vorkommnisse mit Namen der Schwestern in den Medien auftauchten, als wir begannen, das Ausmaß des Unrechts und das dahinterliegende menschenverachtende System zu erahnen. Es war, als müssten wir bei unserem Blick in die Vergangenheit Dämonen ins Gesicht schauen.

In unserer Ordensgemeinschaft hatte die Kinder- und Jugendhilfe einen besonderen Stellenwert. Die Schwestern, die dort eingesetzt waren, waren wegen ihrem Engagement für die Kinder sozial hochgeachtet. Und nun hörten wir auf einmal diese Geschichten... Das konnte nicht sein... das durfte nicht sein! Viele waren einfach nur geschockt, sprachlos, erstarrt.

Klassische Abwehrmechanismen bis hin zur Spaltung von Leitungsgremien zeigten sich auf allen Ebenen.

Neben den üblichen Verdrängungsmechanismen erlebten wir aber auch von Beginn an eine enorme Sprachlosigkeit und Sprachunfähigkeit. Wir hatten keine Worte, um das wiederzugeben, was wir zu hören bekamen, wir hatten keine Worte, um mit Menschen zu sprechen und sie zum Sprechen zu ermutigen – geschweige denn fanden wir Worte, um unsere Scham und unsere Betroffenheit auszudrücken.

Und genau das traf uns besonders hart – war dies doch eigentlich eine unserer Kernkompetenzen, ein Teil unseres Charismas: „Opfern beistehen“.

Auf einmal meldeten sich dann aber auch die Schwestern, die sich seit langem ihrer „Mitschuld“ bewusst waren, die Mitwisserinnen und damit Mittäterinnen waren, die versucht haben, Vorgesetzte aufmerksam zu machen und dann Ärger bekommen haben, diejenigen, die versucht haben, gegen das System des Schweigens anzukämpfen – und dabei oft auf Granit stießen.

„Die Opfer“ – „Betroffenen“ – „Überlebenden“

Und wer war das überhaupt? Was waren das für Menschen, die uns plötzlich gegenüberstanden? „Opfer“? „Betroffene“? „Überlebende“? Vor allem waren es individuelle Menschen! Jede und jeder hatte seine eigene Geschichte und eigene Erfahrungen mit unseren Mitschwestern und mit unserer Gemeinschaft. Und immer wieder erfuhren wir, wie differenziert Schwestern erlebt wurden und wie zwischen Täterinnen, Mitwisserinnen, Mitläuferinnen und Trostspenderinnen unterschieden wurde. Und trotzdem haben wir uns oft schnell auf die Seite der Täterinnen und Täter gestellt. Es ist schwer, unsere Berufung zur Solidarität mit den Armen in diesen Situationen zu leben, auch gerade dann, wenn die Erfahrungen der Vergangenheit Menschen aggressiv, wütend oder grob gemacht haben.

Eine ständige Versuchung und Herausforderung war, nicht zwischen individueller und systemischer Schuld zu unterscheiden, mit der systemischen Schuld die individuelle zu verwischen und gleichzeitig aber auch die systemische Schuld nicht mit den Taten einzelner Schwestern zu verdrängen.

Wir haben es nicht geschafft, unsere Geschichte systematisch aufzuarbeiten. Inzwischen glaube ich, dass es unter anderem auch an dem auf den ersten Blick unklaren Bild der Gesamtsituation liegt. Denn es haben sich Menschen gemeldet, die systematische körperliche Gewalt – auch sexualisierte Gewalt über einen langen Zeitraum von einer einzelnen Schwester erlebt haben. Hier stehen drei Schwestern im Fokus. Über sie gab es Berichte aus unterschiedlichen Perspektiven. Mit verschiedenen Menschen haben wir mehrfach gesprochen, sie auch über einen längeren Zeitraum aus der Distanz begleitet.

Es haben sich Menschen gemeldet, die sexuelle und körperliche Gewalt von Mitarbeitern und Priestern erfahren mussten, in Einrichtungen, in denen unsere Schwestern tätig und zum Teil auch verantwortlich waren. Hier gehen die Anschuldigungen vom Wegschauen und Schweigen bis zur Unterstützung der Priester. Die Rolle einzelner Schwestern erscheint dabei schillernd.

Und es gibt Anschuldigungen des sexuellen Missbrauchs durch Schwestern. In diesem Bereich stehen wir nach wie vor erst am Beginn des Tabubruchs.

Erste Schritte

Wir waren also gezwungen, uns diesen Dämonen in irgendeiner Form zu stellen. Der Versuch, gemeinsam mit der Diözese eine systematische Aufarbeitung zu beginnen, scheiterte. Wir mussten also unseren eigenen Weg suchen – und wir mussten vor allem nach vorne gehen. Zu einer Rückschau waren wir (noch) nicht fähig.

Wir entschieden uns für zwei Ebenen der Themenbearbeitung.

1. Erarbeitung des Schutzkonzepts und Aufbau eines Multiplikator*innennetzwerks

Im Chaos der Richt- und Leitlinien entschieden wir uns für die Entwicklung eines eigenen Schutzkonzepts und die Schulung von Multiplikator*innen zum Thema Prävention. Diese Multiplikator*innen sind zusammen mit einer Schwester, die das E-Learning-Programm der Centers of Child Protection an der Gregoriana absolviert hat, verantwortlich für die Umsetzung des Schutzkonzeptes und permanente Weiterentwicklung in unseren Einrichtungen und im Orden. Für die Intervention bei Verdachtsfällen gibt es ein klar geregeltes Vorgehen und externe Ansprechpartner und auch für die Aufarbeitung vergangener Vorkommnisse gibt es eine zuständige Schwester.

2. Gesprächsprozess in der Gemeinschaft

Gleichzeitig wurden unter dem Motto „sich zusammensetzen und sich damit auseinandersetzen“ Gesprächsabende in der Schwesterngemeinschaft angeboten. Bewusst entschieden wir uns, diese Gesprächsreihe ohne die Ordensleitung zu beginnen. Ein hierarchiefreier Raum sollte angeboten werden.

Wir kamen ins Gespräch über Themen wie:

- Machtmissbrauch, sexueller Missbrauch, Präventionsordnung
- Macht und Machtmissbrauch in hierarchischen Systemen
- Macht und Machtmissbrauch in nicht-hierarchischen Systemen
- Macht und Machtmissbrauch bei geistlicher Macht
- Vertrauen
- ...

Außerdem wurden die Themenbereiche in das überarbeitete Formationskonzept aufgenommen.

Die Zeit heilt keine Wunden

Schritt für Schritt wurden wir ein wenig sprachfähiger. Gott sei Dank wurden wir sprachfähiger, denn die Dämonen kehren wieder. Wir mussten mit den Täterinnen, den Mitwisserinnen und den Mitläuferinnen weiterleben. Und wussten nicht wie.

Und wir erlebten, dass Schwestern von uns nicht nur Täterin, Mitwisserin und Mitläuferin sind, sondern auch „Opfer“, „Betroffene“ und „Überlebende“. Die Zahl der Mitschwestern mit Erfahrungen von sexueller Gewalt ist erschreckend hoch, durch alle Generationen hindurch.

Eine der Schwestern erklärte: „Und weil Du keine Ruhe gabst und immer wieder über das Thema geredet hast, musste ich mich dem Dämon stellen.“ Was dann zu Tage trat, konnte nur mühsam therapeutisch aufgearbeitet werden. Besonders erschütternd sind die Erfahrungen, die sich wiederholten. Für einzelne Schwestern, die bewusst oder häufiger unbewusst in einer Frauengemeinschaft nach den traumatischen Erlebnissen in der Kindheit einen Schutzraum gesucht haben, wiederholte sich sexueller oder geistlicher Missbrauch in der Gemeinschaft.

Und wir erkennen langsam: Es ist kein Thema der Vergangenheit und die Dimensionen sind vielfältig. Vielleicht sind wir ein wenig aufmerksamer geworden. Aber nur vielleicht. Ordensleitungen stehen gerade hier vor großen Herausforderungen.

Kein Ende in Sicht

Ein Ende? Nein, ein Ende ist nicht in Sicht.

Auch ohne wissenschaftliche Aufarbeitung wissen wir, dass sich in unserer Gemeinschaft Bedingungen finden, die die Unterbindung oder die Vermeidung von Missbrauch nicht gefördert haben.

Hinzu kam, dass in der damaligen Zeit Schwestern ohne ausreichende Qualifizierung dauerhaft in Überforderungs- und Stresssituationen leben mussten und diese Situation als gottgegeben und im Gehorsam und in Demut zu ertragen angenommen haben. Eine Kultur des Widerspruchs, des Hinterfragens oder gar des Ungehorsams war nicht eingeübt – und natürlich auch wenig erwünscht.

Die sogenannte Prüderie der Adenauerzeit reichte in unserer Gemeinschaft weit bis in die 1970er Jahre. Während in der Zeit der 68er die Gesellschaft in der Sexuellen Revolution Umbrüche und Aufbrüche

erlebte, war unsere Gemeinschaft mit den Auswirkungen und Veränderungen durch das 2. Vatikanische Konzil und zurückgehenden Eintrittszahlen sowie vielen Austritten beschäftigt. Die Auseinandersetzung mit den Themen Sexualität und Autorität fand nur zögerlich statt und erreichte auch nur einzelne Schwestern, eine Durchdringung in die Gesamtgemeinschaft hinein gab es nicht. Dies machte uns so lange Zeit sprachunfähig.

Eine weitere zentrale Vorstellung, die einen offenen Umgang mit den Themen Sexualität, Gewalt, Aggression nicht gerade gefördert hat, ist ein überzogenes und symbolisch überlagertes Bild der jungfräulichen Reinheit. Vom weißen Brautkleid der Postulantin bei der Einkleidung bis zum weißen Sarg bei der Beerdigung wird die Reinheit der „Braut Christi“ symbolisiert. Schwestern, die selbst Opfer sexueller Gewalt geworden sind, leiden besonders unter der Symbolik. Lange Zeit litten sie still oder spalteten diesen Teil ihres Lebens ab.

„Priesterfleisch“ wurde zu einem Synonym für eine ungesunde und unnatürliche Überhöhung des Priesterbildes, das sicher zum Schweigen und zur Verdrängung der Realität so lange beigetragen hat. Heute nennen wir es einfach Klerikalismus. Während ihres Noviziats arbeiteten die Novizinnen in der Küche und lernten, dass das beste Stück Fleisch immer dem Priester vorbehalten war. Wenn Priesterexerzitien waren, brauchten die Priester nur die Schuhe vor das Zimmer zu stellen, über Nacht wurden sie von den Novizinnen geputzt. So wurde eine Kultur der Privilegien des Priesters gepflegt, die Priestern alle möglichen Rechte unhinterfragt einfach zugestand.

Eine neue theologische Auseinandersetzung zu diesen Themen können wir in unserer Gemeinschaft nicht alleine stemmen. Hier sind wir auf Unterstützung und Vernetzung auf verschiedenen Ebenen angewiesen.

Schuld

Was sich seit 2010 in unserer Gemeinschaft verändert hat? Nun wissen wir, dass wir unsere Geschichtsschreibung dahingehend verändern müssen, dass wir nicht nur auf einer Geschichte der heiligmäßigen, aufopferungsfähigen, engagierten Ordensschwestern die Zukunft aufbauen, sondern dass es auch eine Geschichte der Schuld, des Leids und der Opfer ist.

Einzelne Schwestern sind schuldig geworden – und werden vielleicht auch in Zukunft schuldig. Wir haben in unserer Ordensgemeinschaft kaum Möglichkeiten entwickelt, mit Schuld umzugehen. Wir wissen nicht, wie wir uns Täterinnen gegenüber verhalten sollen. Was tun wir etwa mit Täterinnen, die keine Reue zeigen? Trotz ihrer Schuld sind sie Teil der Gemeinschaft, trotz ihrer Schuld haben sie in der Profess ihr Ja zur Gemeinschaft gesprochen und die Gemeinschaft hat Ja zu ihnen gesagt.

Doch nicht nur einzelne Schwestern sind schuldig geworden, wir haben auch ein Bewusstsein für unsere Kollektivschuld entwickeln müssen und müssen das weiterhin tun. Verantwortliche Schwestern waren mitverantwortlich für Überforderungs- und Ausbeutungssituationen. Verantwortliche Schwestern haben gerade im Heimkinderbereich lange Zeit Schwestern mit unzureichender Qualifikation eingesetzt. Verantwortliche Schwestern haben geschwiegen oder andere Schwestern zum Schweigen verpflichtet – oder unangepasste und aufmüpfige Schwestern versetzt.

Innerhalb der Konvente gab es häufig Spannungen. Die „Täterinnen“ im Falle von brutaler körperlicher Gewalt waren eigentlich bekannt und die Schwestern haben oft keinen Weg der Kommunikation und Kooperation gefunden. So wurden die Schwestern im Konvent zu Außenseiterinnen und der Aggressionspegel stieg weiter. Das System in der Gruppe oder Klasse wurde noch geschlossener. Diese Mechanismen waren manchen Schwestern bewusst – und doch fühlten sie sich hilflos, ohnmächtig in der Situation gefangen und voll schlechtem Gewissen. Denn es war ihnen durchaus bewusst, dass sie an den Kindern schuldig werden.

Verantwortung gegenüber „Opfern“, „Betroffenen“, „Überlebenden“

Als Gemeinschaft sind wir verantwortlich, nach individuellen Formen der Wiedergutmachung im Rahmen der allgemeinen Vereinbarungen zu suchen. In erster Linie sind wir aber verpflichtet, den Menschen, die sich bei uns melden, mit Offenheit entgegenzutreten, ihnen einen Vertrauensvorschuss entgegenzubringen und ehrlich zu sein.

Gespräche mit ehemaligen Heimkindern und mutmaßlichen Täterinnen sind stets eine besondere Herausforderung. Die „alte“ Erzieherin – in Form der früheren Erzieherin aber auch inzwischen an Lebensjahren altgewordene Schwester – trifft auf ein ehemaliges Heimkind. Schnell wird die Kommunikation asymmetrisch und für alle Beteiligten eine ungeheure Herausforderung.

Doch auch ohne Gegenüberstellung mit den mutmaßlichen Täterinnen war die Gefahr der Asymmetrie groß. Schnell rutschten wir – gerade auch auf Grund der oft unvorstellbar grauenhaften Erzählungen – in Gefühle wie Mitleid und nahmen unsere geübten Helfer*innenrollen ein. In diesen Situationen einen ehrlichen, wertschätzenden Umgang zu finden, der es uns dann auch noch ermöglichte, über Formen finanzieller Gutmachung zu verhandeln, ist eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Hierzu müssen ständig andere Formen der Zusammenarbeit mit externen Partnern gesucht werden.

Verantwortung den Täterinnen gegenüber

In der Profess haben sich die einzelne Schwester und die Gemeinschaft bis ans Lebensende miteinander verbunden. Dieses gegenseitige Treueversprechen zählt. Und doch gibt es Situationen, in denen ein weiteres Zusammenleben und Zusammengehören eigentlich nicht mehr möglich ist. Durch große nachweisbare Schuld und ohne Reue ist ein Zusammenleben in der Gemeinschaft eigentlich nicht mehr möglich.

Zu einer Kultur der Verantwortung gehört auch, dass die einzelne Schwester und die Gemeinschaft bereit sind, auch für die Schuld, die Bestrafung und die Wiedergutmachung Verantwortung zu übernehmen. Wir haben bis jetzt keine Formen gefunden, um mit diesen Situationen umzugehen.

Verantwortung für die kommende Generation

Als Christinnen und Christen – als Menschen – sind wir immer aufgerufen, uns die Frage zu stellen, was wir aus diesen leidvollen Erfahrungen lernen können. Lernen wollen wir für uns selbst, aber auch für künftige Generationen. Ich selbst habe erlebt, dass für mich die Geschichtsschreibung unserer

Gemeinschaft – auch schon vor 2010 – unglaublich war. Auf meine Fragen als junge Schwester zum Thema Umgang der Gemeinschaft mit dem Nationalsozialismus wurde mit Erzählungen über Enteignung, Gefängnisstrafen und der tapferen Haltung einzelner Schwestern und Mitarbeiter in der Psychiatrie gegen das Euthanasieprogramm geantwortet. Gleichzeitig erlebte ich aber auch, dass Schwestern am Abend beim Grillen Lieder aus ihrer BDM-Zeit sangen.

Spätestens jetzt brauchen wir eine andere Form der Geschichtsschreibung. Unsere Geschichte ist nicht nur eine Geschichte der Heiligen, der Mutigen, der Aufopferungsvollen. Es ist auch eine Geschichte der Schuldigen, der hinter dem Ideal Zurückgebliebenen, der in den Strukturen und Systemen Verhangenen und Verstrickten. Es ist auch eine Geschichte des Versagens und der Feigheit – eben wie im richtigen Leben.

Ich glaube, das sind wir der zukünftigen Generation Schwestern und den Opfern schuldig.

Bisher haben wir nur einen Blick auf den deutschen Teil der Gemeinschaft gewagt. Wir wissen aber, dass im tansanischen und äthiopischen Teil der Gemeinschaft ähnliche Dämonen verborgen ihre Macht ausüben. Seit wenigen Monaten bricht auch dort das Tabu.

Zusammenfassend ist zu sagen, wir brauchen:

- eine andere Form der Geschichtsschreibung
- eine offene Kommunikationskultur: an unserer Sprach- und Dialogfähigkeit arbeiten –
- auch mit unseren Mitschwestern aus anderen Kulturen
- eine theologische Reflexion der Lebensform und der Gelübde und eine (spirituelle)
- Auseinandersetzung mit Schuld und Versagen
- ein Leitungsverständnis in dem Überforderungssituationen thematisiert werden und
- gemeinsam nach Lösungen gesucht wird
- einen kooperativen Führungsstil und eine feine Sensibilität für Machtstrukturen (auch
- unabhängig von Hierarchien)
- eine unverklemmte Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität in allen Lebensphasen

Die Ängste sind groß, aber wir haben auch gelernt, dass es uns nicht schadet, wenn wir uns ihnen stellen. Auch hier gilt, „die Wahrheit wird uns frei machen“ (Joh 8,32)